Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 41

Artikel: Vorhang runter! [Fortsetzung]

Autor: Stefani, Ole

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647799

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Copyright by Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

Als sie rasch aufsah, gewahrte sie das Schmunzeln in seinen Augen.

„Ja mei —", sagte sie und mußte lachen, „das nächste Mal müssen S' halt zu einer gelegeneren Zeit kommen und net über die Feuerleiter, Herr Nachbar!"

Und damit fuhr sie nach Hause.

„Was sagen Sie dazu — Peter? — Hat das nun einen Sinn gehabt?"

„Sozusagen doch!" sagte Peter, den Finger an der Nase. „Natürlich. Wer wußte denn von seinem Attentat auf den eisernen Vorhang vor acht Tagen — außer den Ringbrüdern? — Sie selbst, Fräulein Loni, der es der Bayer erzählt hatte — und Daisy Joice, die gelauscht hatte. — Als Lorenz hier im Zimmer vor Rudolfs Bild als Michael Korofski stand, ging ihm — leider eher als mir — der Zusammenhang auf. Der Ring hatte den Auftrag, euch beide im Auge zu behalten. Und das haben die verrückten Kerle auf ihre Art promptest besorgt. Rudolf hat sich sicher nicht darum gekümmert. Er stand mehr denn je unter dem Bann seiner fixen Idee — so dicht vor der Krise."

„Und Lorenz hat ihn verraten — trotz unseres Abkommens!"

„Eben!" — Peter lief wieder nervös zu den Pflanzen ans Fenster. „Was sagen Sie? — Er konnte es sich nicht gefallen lassen, daß die Ringbrüder Daisy diesen Streich gespielt haben. Er hat das sehr übelgenommen. Wie er überhaupt in allem sehr empfindlich ist, was seine Tochter betrifft!"

„Tja —" sagte Loni. „Er scheint sie sehr zu lieben, nicht?"

„Sicher. Und er ist sehr rachsüchtig, das haben wir nun schon ein paarmal erfahren. Wenn er nur jetzt nicht wieder —"

„Was?"

„Nichts!" sagte Peter nachdenklich.

Sie schwiegen wieder. Dann fing Peter behutsam an: „Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie glücklich Ihr Bruder aussah, als er seine Arie wieder hatte. Und wie ruhig er war, als sie ihn — als er sich in das Polizeiauto setzte."

„Und was geschieht jetzt mit ihm?"

„Er ist in Untersuchungshaft."

„Ja —" sagte Loni langsam. „Und sie werden ihn immer wieder verhören! — Bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick."

Sie verließ das Zimmer und er hörte, wie sie jenseits des Korridors telephonierte. Er ging unruhig auf und ab.

Er hörte, wie sie einhängte. Und dann sah er erstaunt auf die veränderte Miene, mit der sie eintrat. Sie lächelte ihn verlegen an.

„Loni!" sagte er etwas ängstlich. „Mit wem haben Sie eben gesprochen?"

Sie wurde rot. „Mit Dr. Schmitters natürlich!"

„Ach!" Er blieb auf dem Absatz stehen. „Schmitters — der netteste Mensch der Welt!"

„Das ist er auch!" sagte sie eifrig. „Seien Sie nicht so ironisch ... Er ist so klug — und er hat mir tatsächlich eine kleine Hoffnung gegeben!"

„Hoffnung? Wieso?"

„Ja ... Er wird morgen früh Ihren Vetter aufsuchen. Es ist da eine Sache, die ihm aufgefallen ist — in der Aussage, die Rudolf vor Ihrem Vetter machte. Schmitters glaubt, er müsse sich danach erkundigen. Ich soll noch nichts sagen, aber wenn es wahr ist — ach, Peter!" Sie fiel in einen Stuhl und schlug glücklich die Hände zusammen.

„So!" sagte er und sah verletzt und betrübt auf sie nieder. „Ihm haben Sie alles erzählt, was ich Ihnen gesagt habe — aber das, was er sagte, wollen Sie mir nicht anvertrauen!"

„Sie werden es ja morgen hören!" sagte sie kleinlaut. „Aber ich habe ihm versprochen —"

„Schon gut!" sagte Peter kurz. Er stiefelte weiter durch das Zimmer. Wieder blieb er vor dem Kakteenbrett stehen und sah mürrisch darauf nieder. „Das ist hin!" sagte er kurz und streckte den Finger aus.

Sie mußte lachen. „Was ist los?"

„Da — das Mesembryanthemum!" sagte er bockig. „Ich merk's schon seit ein paar Tagen! Wohl von der Stelle gerückt, was? Oder zuviel Wasser?"

„Ach — keine Idee!"

„Doch!" beharrte er. Er nahm den Topf in die Hand und hielt ihn dicht vor seine Brille. „Eine Schande ist das, hören Sie! Ganz gelb — und ganz locker!" Er schüttelte den Kopf. „Wenn man nichts von Kakteen versteht, dann soll man doch gefälligst —"

„Hallo —" rief Loni. Es schepperte etwas im Topf.

„Natürlich —" sagte Peter und steckte seinen Finger in das Erdreich. „Das ist alles hin — Sie können es gleich in den Müllkasten werfen. Da —" er grapste auf dem Boden des Topfes herum — „... Ein dicker Stein — das nennen Sie Kakteenerde!"

Er zog mit zwei Fingern den Stein heraus.

„Oh —!" sagten sie, denn es war kein Stein, sondern Rudolf Erlachers Smaragdring.

35.

Erlachers Ring lag auf dem Tisch. Etwas bleich und außer Atem standen Peter und Loni davor. Die beiden großen, rechteckigen Steine schimmerten grün durch die kleinen Erdbrocken, die noch an der Fassung hafteten.

„Reizend!" flüsterte Loni. „Was soll man dazu sagen?" —

„Ja — wer hat denn —" sagte Peter.

Mehr brachten sie vorderhand nicht heraus. Das mißhandelte Mesembryanthemum lag auf dem Fensterbrett.

Die Eingangstür klappte. Sie horchten auf, sahen sich erstaunt an, es klopfte und sie riefen: „Herein!“ — und: „Froggy!“

Er stand im Zimmer. Seine Blicke waren gesenkt und seine ganze Haltung schwer und bedrückt.

„Hat man Sie wieder freigelassen?“ fragte Peter.

„Ja!“ sagte der Neger, ohne den Blick vom Boden zu erheben. „Der Polizist sagt, ich werde ein Strafmandat bekommen!“

„Wenn der Herr Assessor Sie noch gesehen hätte —“ sagte Peter langsam, „dann hätte er Sie wahrscheinlich gleich mitgenommen. Ich glaube, Froggy, es wird Sie nicht überraschen zu hören, daß die Polizei heute morgen hier war und nach Ihnen gefragt hat!“

Der Neger zuckte gleichmütig die Achseln. Er blieb gedrückt und stumm.

Und Loni und Peter wußten nicht recht mit ihm zu reden. Jeder blickte in einen anderen Winkel.

Schließlich fragte Peter: „Wo waren Sie die ganze Zeit?“

Froggy antwortete wie einer, der erwacht. „Ich habe Herrn Kammersänger gesucht.“

„Haben Sie ihn gesprochen?“

„Nein — ich kam zu spät.“

Draußen hatte ein lauer Sommerregen eingesetzt. Während sie schwiegen, hörten sie das Rieseln und Plätschern vor den Fenstern. Einmal war es, als tappten Schritte durch den Garten. Aber als Loni ans Fenster ging, war niemand zu sehen in der triefenden Dunkelheit.

Froggy hatte ihr nachgeblickt und dabei sah er die welke Kaktee auf dem Fensterbrett und den leeren Topf.

Auf einmal hörte Loni so etwas wie ein Stöhnen hinter sich. Sie wandte sich rasch dem Neger zu. Der stand mit entsetztem Gesichtsausdruck da.

„Was haben Sie?“ rief sie erschreckt.

Froggy antwortete nicht, aber schon hatte Peter kapiert. „Da —!“ sagte er und zeigte auf den Ring, der auf dem Tisch lag.

Froggy faßte sich. Er versuchte zu lächeln.

„Warum haben Sie das getan?“ fragte Peter scharf. „Sie waren es doch?“

„Ja —“, sagte Froggy langsam.

„Warum?“ drängte Loni.

Froggy zuckte die Achseln. „Ich dachte, es sei sicherer so!“ murmelte er. „Erst ich hatte ihn in meinem Wäscheschrank. Dann — ich dachte, vielleicht das Mädchen könnte finden ihn. Besser ihn wo anders aufheben. Ich wollte ihn nur Herrn Kammersänger selbst geben.“

Peter sperrte die Augen auf. „Ja — aber um Herrgotts willen, warum in aller Welt versteckten Sie den Ring?“

Keine Antwort.

„Vor wem versteckten Sie ihn?“

Froggys Miene war ganz verschlossen. Er sagte mürrisch: „Ich weiß nicht. Bitte — Sie heben ihn gut auf, nicht wahr?“ Er warf einen scheuen Blick auf den Ring. Und ohne Uebergang: „Ich bin sehr müde. Ich darf gehen auf mein Zimmer?“

„Hören Sie —“, sagte Loni — aber er war schon hinaus.

Sie sahen ihm nach, bis sie seine Zimmertür klappen hörten, und dann starrten sie ratlos den Smaragdring an.

„Ich möchte wissen, was der mit der ganzen Geschichte zu tun hat!“ seufzte Peter nach einer Weile. „Und wie Froggy zu ihm gekommen ist!“

„Sehr freundlich war Froggy eben nicht — wie?“ Sie schüttelte den Kopf. „— So was!“

Draußen fuhr ein Wagen vor. Er hielt an der Gartentür. Es klingelte.

„Wer ist das — mitten in der Nacht?“ fragte Loni erstaunt und lief ans Fenster. Auf der nassen Straße erkannte sie den Assessor.

„Er will sich erkundigen, ob ich da bin!“ Sie ging in den Korridor und drückte auf einen Knopf. Unten an der Gartentür schnurrte der elektrische Riegel. „Nett von Ihrem Vetter, nicht?“

„Ich weiß nicht —!“ sagte Peter vom Fenster her. „Er ist nicht allein!“

Sie verstand ihn nicht. „Froggy!“ rief sie in den Gang. Keine Antwort.

Kopfschüttelnd öffnete sie selbst die Tür zur Treppe.

„Guten Abend, Herr Assessor!“ rief sie und sah erstaunt auf den riesigen Mann im Regenmantel, der hinter dem Assessor stand.

„Ich bin sehr froh, daß Sie wieder da sind, gnädiges Fräulein!“ Seine Stimme war wie eingeklemmt. „Dies ist Herr Kriminalassistent Herbert.“

Der Mann verbeugte sich knapp.

„Leider ist mein Besuch bei Ihnen heute nicht privat. Ist Ihr Diener zu Hause?“ fragte der Assessor.

Eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht. „Froggy —? Ja! — Warum?“

„Es tut mir sehr leid, gnädiges Fräulein — aber meine Vorgesetzten sind sich darüber schlüssig geworden, ihn verhaften zu lassen!“

Sie lehnte sich an die Wand. Peter stand in der Tür des Wohnzimmers.

„Tja —“, sagte er. „Dann mußt du wohl deine Pflicht tun. Da — die vierte Tür im Gang ... die kleine.“

Man sah dem Assessor an, wie peinlich ihm die Amtshandlung in Lonis Gegenwart war.

„Vielleicht gehen Sie solange hinein!“ sagte er leise und wies auf das Wohnzimmer. Sie gehorchte mechanisch. Sie hörte, wie die Schritte den Gang hinunterliefen und hörte das Klopfen an der Tür. Wieder und wieder.

Es kam keine Antwort. „Machen Sie auf!“ rief der Assessor. Er drückte auf die Klinke. Sie gab nach, die Tür von Froggys Zimmer war unverschlossen.

Erschrocken blieb er einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Ein merkwürdiger Geruch erfüllte die Luft. Aber er wurde sich nicht klar darüber — vor Schrecken, daß er das Zimmer leer fand. Mit drei Schritten war er am offenen Fenster und sah mit langem Hals die feuchtglänzende Feuerleiter hinab.

Er stampfte wütend auf. „Ausgeflogen!“ rief er und wandte sich ins Zimmer zurück.

Und sah mit großen Augen, wie sich Peter und der Kriminalbeamte über den Mann auf dem Bett beugten und ihm das chloroformgetränkte Tuch vom Gesicht rissen.

36.

„Hallo — Froggy!“ sagte Peter nach fünf Minuten. „Können Sie mich verstehen?“

Die Augendeckel des Negers zuckten. Er richtete sich schwerfällig auf, seine mächtigen Fäuste fuhren kraftlos durch die Luft, er murmelte etwas vor sich hin. Auf einmal riß er die Augen auf und starrte erschrocken um sich.

„Was ... was ist los?“ stotterte er.

Peter legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das wollen wir von Ihnen wissen, alter Knabe! — Was ist Ihnen denn passiert?“

„Ueberfallen!“ sagte Froggy sofort. „Ich komme ins Zimmer, will Licht machen — auf einmal kriege ich einen Schlag in den Nacken. Ich taumle ... und auf einmal preßt mir jemand ein Tuch an mein Gesicht ... ich verliere alle Kraft — falle aufs Bett — und dann war's aus — oh!“ Er hielt sich stöhnend die Stirn.

„Armer Kerl!“ sagte Peter erschrocken und rieb ihm die Schläfe mit kaltem Wasser.

„Ist etwas passiert?“ fragte angstvoll Lonis Stimme von der Schwelle her.

Der Assessor stand ruhig in einer Ecke des Zimmers und beobachtete jede Miene Froggys. Einmal wechselte er einen Blick mit dem großen Kriminalbeamten. Ueber dessen schwarzbärtiges Gesicht glitt etwas wie ein verstohlenes Lächeln.

„Nicht so schlimm, wie es aussieht — meine Gnädigste!“ sagte der Assessor liebenswürdig und stellte sich vor Froggy. „Wirklich scheußlich — so ein Ueberfall, nicht? Was sollte denn nach Ihrer Meinung der unbekannte Eindringling von Ihnen gewollt haben?“

„Weiß nicht — weiß nicht!“ schnaufte Froggy mühsam, denn Loni fuhr ihm gerade mit einem triefenden Schwamm über das breite Gesicht.

„Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn wir uns hier ein wenig umsehen, mein Lieber. Bleiben Sie nur ruhig liegen und ruhen Sie sich aus. Herbert, würden Sie wohl mal erst den Wäscheschrank vornehmen?“

Peter sah mit großen Augen zu, wie der Kriminalbeamte den Schrank öffnete und dabei fiel ihm etwas ein.

„Hör mal!“ sagte er zu seinem Vetter. „Kann ich dich mal einen Augenblick allein sprechen?“

Der Assessor sah ihn überrascht an. „Bitte!“ Er blickte sich noch einmal flüchtig nach Froggy um und dann ließ er sich von Peter in das Wohnzimmer führen.

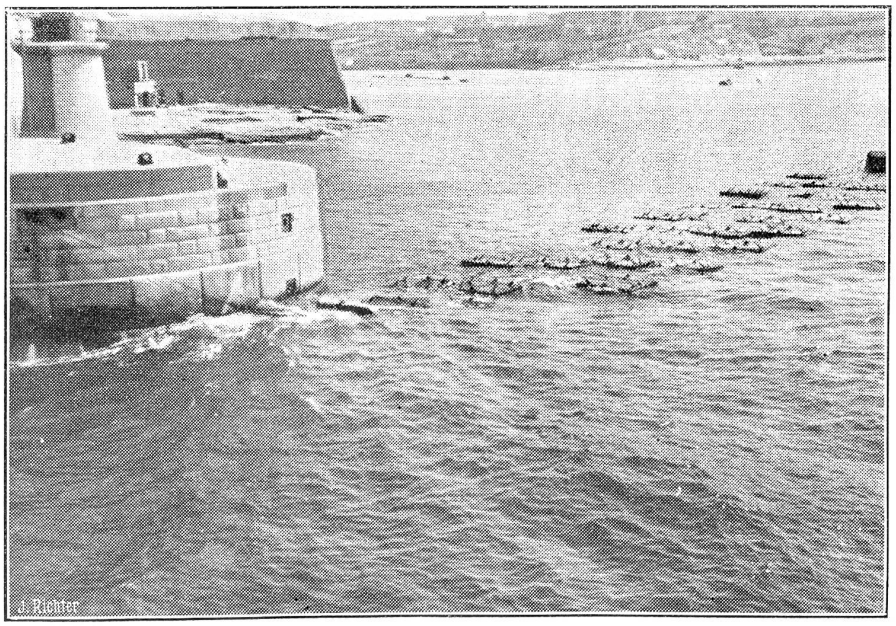
(Fortsetzung folgt.)

Welt-Wochenschau.

Abessinischer Krieg.

Das Ungeheuerliche ist Tatsache geworden: Die Italiener marschieren! Die erste Schlacht ist bereits geschlagen, die Toten werden gezählt oder nicht gezählt, die Verwundeten und Verkrüppelten zeugen davon, daß der Name „Bestie Mensch“ ebensosehr gilt wie vor drei Jahrzehnten, vor drei Jahrhunderten und drei Jahrtausenden. Das Volk aber, das den allerneusten Beweis leistet, ist zugleich dasjenige, das angeblich zu den Tugenden einer vergessenen sittlichen, der modernen weit überlegenen Zeit zurückgekehrt sein will, und das sich in besonderer Weise mit der Kirche versöhnt und ins Einvernehmen gesetzt hat. Und das angegriffene Reich ist ein ebenfalls christliches Reich, in seinem Herrenstamme koptischer Konfession. Europa zittert vor den möglichen Folgen einer Ausweitung des Konfliktes. Und der Völkerbund, diese „Tagsatzung“, sucht nach Formeln, um den Krieg einzuschränken und abzukürzen und leidet nach wie vor unter den lähmenden Interessengegensätzen großer Mächte, die immer nur so weit im Sinne Genfs handeln, als ihnen die Grundsätze des „Bundes der Nationen“ dienlich sind. Man hat es hundertmal ausgesprochen und kann es zum hundertundersten Mal wiederholen: Wenn Genf diesmal nicht versagen sollte, dann haben wir dies der Interessiertheit Großbritanniens zu verdanken. Aber beifügen muß man, daß England rechnet, und daß seine Rechnungen nicht beeinträchtigt werden von einigen hundert Fliegerbomben und tausend zerfetzten Abessiniern, und wenn es Kinder und Frauen sind, so rechnet die Londoner Diplomatie nicht um einen Grad weniger kühl. Am 5. September anno 1935 war es, daß Mussolini den Befehl zur allgemeinen „fascistischen Mobilisation“ gab und zugleich den „Generalissimus“ Del Bono beauftragte, zur „Verteidigung Italiens“ die Aktion gegen den Feind zu beginnen. Und die Armee setzte sich in Bewegung. Die beste europäische Armee, die jemals Afrika heimgesucht, begann also ihr Werk der Zivilisation. Bombengeschwader flogen den Kolonnen voraus und trafen ihre Ziele: Adigrat, Adua, Sokota, Makalle, Gherlogubi, Walwal, die massierten abessinischen Abteilungen, die Strohhütten der Eingebornen, die „Ghebis“ der Stadthalter und Vornehmen, die Kolonnen der flüchtenden Frauen und Kinder. Dann folgten die Tankgeschwader, dann Kavallerie und Infanterie. Und als der Feind sichtbar wurde, dreißig Kilometer hinter der Grenze, da spielte die moderne Artillerie ihr Höllenkonzert und vergeudete Munition, als ob wirklich ein Gegner gleichen Ranges gegenüber stehe, machte seine Stellungen „sturmreif“ und bahnte den Tanks und Maschinengewehrabteilungen den Weg.

Die „erste Schlacht bei Adigrat und Adua“ verdient das Bild einer Schießerei „mit Kanonen auf Spatzen“, und der Sieg des maschinellen Kriegsmaterials über die primitiven abessinischen Infanteriewaffen war eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Ein Wunder nur, daß diese Schlacht drei Tage und drei Nächte gedauert haben soll! Die Italiener haben den Sieg gefeiert, in Asmara, in Adua selbst, in der Heimat. Man weiß, was diese Feier bedeutet: Ein eminent wichtiges psychologisches Mittel, um endlich das unwissende Land aufzuklären über das, was in Afrika geschieht. Stellt es sich doch heraus, daß ganze Landesgegenden mobilisiert wurden, ohne daß die Eingezogenen wußten, was eigentlich los sei, daß sie in den Kasernen verschwanden in der Meinung, gewöhnliche Rekrutenschulen durchmachen zu müssen, und daß viele von ihnen in Afrika an verdorbenem Wasser starben, ohne daß die Angehörigen anders als auf Umwegen vom traurigen Ende ihrer Söhne und Gatten vernahmen. Ungezählte Rekruten rückten auf Postkartenbefehl zur Musterung ein und sahen ihre Angehörigen nie mehr, nachdem die Kasernentore hinter ihnen zugefallen. Das sind keine „Greuelnachrichten“, das sind einfache Tatsachen, erklärlich durch die unumschränkte Herrschaft der fascistischen Regierungspresse, die nichts veröffentlicht, als was



Englands Sicherungen im Mittelmeer.

Der Hafen von Malta ist durch eine Hafensperre gegen Unterseeboote gesichert. Unser Bild zeigt die mit Stacheln bewehrten Schwimmkörper, an denen Stahlnetze hängen, die die U-Boote an der Einfahrt hindern.